



Da ging sie schon auf die neunzig zu: Irina Antonowa auf einem Foto von 2003, ihrem letzten Amtsjahr als Direktorin des Moskauer Puschkin-Museums.

Foto Action Press

Eiserne Lady mit polyglottem Charme

Sie prägte mehr als ein halbes Jahrhundert russischer Kultur: Zum Tod der Museumsdirektorin Irina Antonowa

Eigentlich meinte man, sie wäre unsterblich. Irina Antonowa, die große Dame der sowjetrussischen Kunstwissenschaft, leitete das Moskauer Puschkin-Museum mehr als ein halbes Jahrhundert lang, von 1961 bis 2013, und war seither die Ehrenpräsidentin des Hauses, das unter ihrem Direktorat von einer in vielen didaktischen Kunstsammlung mit Gipsabgüssen klassischer Antiken zu einem strategischen Akteur im internationalen Museumsbetrieb aufgestiegen war. Frühere Museumsmitarbeiter schilderten die panische Furcht, welche die eiserne Lady mit ihrem „totalitären“ Führungsstil verbreitete. Westlichen und vor allem deutschen Kollegen bleibt die Hartnäckigkeit in Erinnerung, mit der sie das Vorhandensein von im Zweiten Weltkrieg aus Deutschland verschleppten Kulturgütern abstritt, von denen sie viele doch persönlich in Empfang genommen hatte. Viele – nicht selten die gleichen Personen – waren zugleich zutiefst charmiert von der ebenso musikalisch und literarisch hochgebildeten Expertin für die italienische Renaissance, die auch ein elegantes Deutsch und Französisch sprach.

Die 1922 geborene Irina Antonowa hatte als Diplomatenkind einige Jahre in Deutschland verbracht, bis zum Macht-

antritt der Nationalsozialisten. Im Krieg arbeitete die Studentin als Krankenschwester in Moskauer Militärlazaretten und trat nach Kriegsende ins Puschkin-Museum ein. Dort wurde die Begegnung mit den aus Dresden eintreffenden Kunstgütern, insbesondere Raffaels Sixtiner-Madonna, für sie zur Erschütterung. Von dem Bild sei ein ungeheures Licht ausgegangen, erinnerte sich Irina Alexandrowna, die ihre Verwandten väterlicherseits in der Leningrader Blockade verloren hat. Angesichts der Zerstörungen des Krieges habe es buchstäblich wie das heilige Bild einer Mutter gewirkt, die ihr einziges Kind als Opfer darbrachte.

Die Sixtina gehört zu den etwa anderthalb Millionen Kunstobjekten, die die Sowjetunion in den fünfziger und sechziger Jahren den Museen in der DDR zurückgab. Viele dieser Dinge seien von ihren Landesleuten zweimal gerettet worden, zunächst von russischen Soldaten und dann, weil sie oft beschädigt waren, von russischen Restauratoren, sagte Irina Antonowa. Umso mehr zeigte sie sich darüber verstört, dass etwa in Dresden auf diese Leistungen nicht hingewiesen werde. 1995 trug die erste Ausstellung in ihrem Haus mit aus Deutschland erbeuteten Bildern denn auch den pro-

grammatisch gemeinten Titel „Zweimal gerettet“.

Irina Antonowa hat versichert, sie sei nicht traurig über die damalige Rückgabe. Doch sie fand es wichtig, dass wichtige Trophäenbestände im Land verblieben – als Mahnung, dass ein Land, das ein anderes überfällt und ihm neben menschlichen ungeheuren Kulturgüterverluste zufügt, mit den eigenen Kunstschätzen dafür haften muss. Sie war maßgeblich an der Ausarbeitung des Gesetzes beteiligt, mit dem Russland 1998 die Kunstkonfiskationen der sowjetischen Trophäenbrigaden für rechtmäßig und die „kriegsbedingt verlagerten“ Kulturschätze zum russischen Staatsbesitz erklärte. Doch bis in die neunziger Jahre hielt sie an der Legende fest, die – von der Staatsmacht jahrzehntelang in „Sonderdepots“ weggesperrten – Beutekunstbestände gäbe es nicht. Sie tat das in einer Zeit, als der Direktor der Petersburger Eremitage, Michail Piotrowski, die in seinem Haus lagernden Beutebestände souverän der Öffentlichkeit präsentierte. Bis zuletzt behauptete Antonowa, sie habe nicht gewusst, woher die nach 1945 im Puschkin-Museum eingetroffenen Trophäen-Kisten stammten. Immerhin sind seit 1996 die wichtigsten Beutekunstbestände – Schlimmes Gold aus Troja, Berliner Antiken,

Gemälde von Cranach, Goya, Daumier – in die ständige Ausstellung integriert.

Doch in der Breschnew-Zeit war Irina Antonowa eine Pionierin gewesen. 1981 macht sie mit der Schau „Moskau Paris“ Furore, mit Werken von Marc Chagall, den sie persönlich kannte, und Wassili Kandinsky, nachdem die Tretjakow-Galerie davor zurückgeschreckt war. Im selben Jahr begründete sie mit dem Pianisten Swjatoslaw Richter, mit dem sie befreundet war, das Musik- und Kunstfestival „Dezemberabend“, das infolge der Corona-Krise in diesem Jahr erstmals abgesagt werden musste.

Irina Antonowa führte ein Leben für die Kunst. In den Siebzigern brachte sie Leonardos „Gioconda“ nach Moskau. Sie war stolz auf die Werke von Pablo Picasso und Henri Matisse aus den Moskauer Sammlungen der Kaufleute Sergej Schtschukin und Iwan Alexander Morosow in ihrem Haus und träumte davon, die der Petersburger Eremitage davon zugehörigen Bestände wieder zurückzugeben. Zeitgenössische Richtungen, ob Performances, Medien- oder Biennalekunst, waren für sie einfach etwas anderes, wovon nach ihrer Überzeugung nichts bleiben würde. Jetzt ist Irina Antonowa im Alter von achtundneunzig Jahren in Moskau gestorben. KERSTIN HOLM

Lager werden zu Feindesland

Die moralische Neucodierung politischer Konflikte macht es den Bürgern nicht leichter, sich als Retter der Demokratie ins Zeug zu legen.

Von Wolfgang Merkel

Man mag es kaum mehr hören, noch weniger schreiben: „Die“ Demokratie steht vor großen Herausforderungen, steckt in Turbulenzen, offenbart ihre Verwundbarkeit, gerät unter Stress. Sie verliert an Zuspruch, driftet, schieft, leidet. Wen darf es da wundern, dass sich nun Heerscharen von Therapeuten, Helfern, Pfadfindern und Wegweisern aufmachen, die Demokratie zu retten? Wir erleben gegenwärtig in Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Politik, insbesondere in ihren Grauzonen, einen Gründerboom. Projekte, Initiativen, Demokratie-Labore und Demokratie-Institute schießen aus dem Boden. Politikwissenschaftler, Soziologen, Ökonomen, Philosophen und Demonstranten stehen bereit, der Demokratie ihre Dienste anzubieten. Der Bund fördert großzügig, demnächst durch das „Wehrhafte-Demokratie-Fördergesetz“, ausgestattet mit 1,1 Milliarden Euro bis 2024. Wie immer in Boom-Zeiten mischt sich manche Spreu unter den Weizen.

Wenig reflektiert wird ein Problem, das sich in den „neuen Krisen“ des 21. Jahrhunderts aufdrängt: Wie verändert sich der Zusammenhang von Wissenschaft, Moral und Demokratie? Vielen erscheint es heikel, die wechselseitigen Gefährdungen herauszuarbeiten oder auch nur zu nennen. Genau dies soll hier geschehen. Inwieweit, so die Frage, unterstützen oder begrenzen eigentlich Wissenschaft und Moral die Prinzipien, Verfahren und Politikergebnisse der Demokratie?

Seit fünf Jahren sind wir Zeugen und Akteure dreier Krisen, die sich von jenen des zwanzigsten Jahrhunderts unterscheiden: der Migrationskrise, der Corona-Pandemie und der schon länger schwellenden, möglicherweise auch lodernden Klimakrise. Diese Krisen sind global, ungelöst, werfen moralische Fragen auf, weisen der Wissenschaft eine neue Rolle zu und führen zu weiterer Verschärfung der Polarisierung in unseren westlichen Gesellschaften. Sie verändern das Verhalten der politischen Entscheidungseliten und der Bürger, sie moralisieren Konflikte in der Gesellschaft, kulturalisieren sie; sie ändern Rechtsnormen zugunsten der Exekutive und beschleunigen die Entparlamentarisierung politischer Entscheidungen. Dies alles ist ein Prozess, der schon seit Jahrzehnten anhält. Der grundlegende Legitimationsmodus der Demokratie verschiebt sich von der Bürgerbeteiligung (input) und den parlamentarischen Entscheidungsverfahren (throughput) hin zum Output, also den Politikergebnissen.

Dies widerspricht jedoch dem konstitutionellen Imperativ, dass in der Demokratie die Institutionen und Verfahren a priori feststehen, ihre Ergebnisse jedoch kontingent sind. Das bedeutet nicht, die Entscheidungsergebnisse seien für die Volksherrschaft unerheblich. In einer pluralistischen und demokratischen Gesellschaft darf aber kein – von wem auch immer definiertes – „richtiges“ Ergebnis die Entscheidungsverfahren nach dem gewünschten Ergebnis modellieren.

Und hier kommt die Wissenschaft ins Spiel. In der Klimakrise und der Corona-Pandemie erklären führende Wissenschaftler, ab welchen Erwärmungszuwächsen oder Neufunktionen klimatische oder epidemiologische Kippunkte ausgelöst werden. Die gebotene Vermeidung solcher nicht mehr steuerbaren kaskadierenden Punkte setzt die Politik unter Zeitdruck.

Es geht also nicht darum, die wichtige Rolle der Wissenschaften gerade in komplexen Krisen zu bezweifeln. Aber aus Fakten allein folgt keine Politik. „Science has told you“, schallt es aus den Reihen von Fridays for Future. Aber Wahrheit ist kein Legitimationsmodus der Demokratie. Die repräsentative Demokratie lässt sich nicht durch ein epistemisches Regime ersetzen. Allgemeingültige Entscheidungen müssen in der Demokratie durch die Schleuse des Parlaments, wollen sie legitimerweise die Folgebereitschaft der Bürger verlangen. Dies ist eine klare Absage an die Sehnsucht nach der Wissenschaft als neuem Philosophenkönig, der sittlich wie kognitiv auf der Höhe der Probleme am besten durchregiert. Es ist zugleich eine Absage an die szientistische Sehnsucht nach dem Ende des Politischen.

Gleichzeitig und im Gegensatz zu einer solch epistemisch-technokratischen

Entpolitisierung kommt es gegenwärtig in fast allen westlichen Gesellschaften zu einer Repolitisierung des Politischen. Von ein und denselben Personen, welche die Verwissenschaftlichung der Politik einfordern, wird dabei häufig auch die Moralisation der Politik betrieben. Über eine nicht selten selbstverfertigte Moral wird in alle drei Krisen ein binärer Code der moralischen Beurteilung politischer Handlungsalternativen eingebracht. Dann heißt es: Lüge oder Wahrheit, Moral oder Unmoral, Vernunft oder Verschwörungphantasie. Mitbürger, die nicht an die Dringlichkeit der menschengemachten Klimakrise glauben, die tödlichen Risiken von Covid-19 verneinen oder die Migrationskrise nicht als humanitäre Aufgabe betrachten, werden nicht nur mit Recht der Unvernunft geziehen, sondern moralisierend als Klima- und Corona-Leugner oder inhumane Fremdenfeinde bezeichnet.

Die moralische Neucodierung politischer Konflikte verwandelt Gegner in Feinde. Sie teilt die Gesellschaft in Lager. Die Kluft dazwischen ist tief. Brücken werden abgerissen. Es ist schwer, die Ursprünge dieser Kulturalisierung der Politik als deren strikt kausale Treiber dingfest zu machen. Deutlich ist: Auf der einen Seite der Gesellschaft finden sich Traditionalisten, Nationalstaatsbefürworter, Verunsicherte, aber auch Chauvinisten, Nationalisten und Populisten zusammen. Sie einigt keine verbindende Ideologie, sie fühlen sich aber von öffentlichen Diskursen und politischen Entscheidungen an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Soziologisch sind sie meist in der unteren Bildungs- und Einkommenshälfte der Sozialstruktur gefangen. Aus ihrer sozialen wie ökonomischen Unterlegenheit suchen sie Halt und Identität im Hergebrachten, in der Nation, aber auch im Nationalismus.

Auf der anderen Seite stehen die Gewinner der globalisierten Gesellschaftsentwicklung der letzten Jahrzehnte. Sie gehören zur oberen Bildungs- und Einkommenshälfte der Gesellschaft. Ihre Werte und Lebensstile wurzeln längst nicht mehr in Nation und Tradition. An materieller Umverteilung sind sie rationalerweises kaum interessiert. Ihre Fortschrittlichkeit drücken sie im Postmateriellen und einer posttraditionellen, kosmopolitischen Wert- und Lebenshaltung aus. Sie sind die Stichwortgeber gesellschaftlicher Diskurse. Nicht zu Unrecht halten sie ihre Werte wie die Gleichheit der Geschlechter oder die Gleichwertigkeit der Rassen, Ethnien oder homo- und heterosexueller Präferenzen für universell gültig. An diesem Punkt rationalisiert sich ihre Moral zur unverhandelbaren Ethik. Andere oder gar konträre Moralvorstellungen sind dann nicht mehr zu rechtfertigen. Bis hierher lässt sich im Sinne der Aufklärung und des Gleichheitsgebots in Rechtsstaat und Demokratie nichts einwenden. Aber dabei ist es nicht geblieben.

Zur Absicherung der kosmopolitischen Identität wurde auch die Sprache einer Revision unterzogen. Diese zu verweigern führt zum Ausschluss aus dem progressiven Lager. Symbolisches Abweisen des Außen festigt die Identität im Innern. Dazu gehören Sprache, Lebenswelt und Lebensstil. Damit vollzieht die kosmopolitisch-liberale Linke den Schritt ins Identitäre. Rechts-Identitäre und Links-Identitäre wollen nicht miteinander reden, nicht diskutieren oder deliberieren. Ihre Positionen sind für das jeweils andere Lager unkommunizierbar. Die Lager werden zu Feindesland. Der wechselseitige Belagerungsstand umfasst glücklicherweise keineswegs die gesamte Gesellschaft. Zwischen beiden Lagern liegt nicht etwa ein Niemandsland. Die Gruppe der „Blockfreien“ ist in Deutschland unvergleichlich größer als in den Vereinigten Staaten von Amerika. Dennoch vollzieht sich auch bei uns ein Prozess, der jenseits des Atlantiks weit fortgeschritten ist: Politische Opponenten verwandeln sich in Feinde. Als würde Carl Schmitt Regie führen, gewinnt die Freund-Feind-Beziehung als vermeintlicher Kern des Politischen zusehends Raum. Daran sind nicht nur Links- wie Rechtspopulisten beteiligt. Die Beteiligten, beabsichtigt oder nicht, reichen weit in den linksliberalen Raum.

Politische Werte, Moral und Wissenschaft sollen keineswegs aus dem politischen Diskurs verschwinden. Andernfalls würden unsere Debatten und die Suche nach demokratischen Lösungen aus der Krisensignatur unserer Epoche in Ignoranz und der Beliebigkeit der poststrukturalistischen Nachmoderne aufgehen. Kosmopoliten sollten ihren diskursiven Hochmut ablegen, das Identitäre abstreifen, terminologisch abströmen, mit Gelassenheit auf die Überlegenheit ihrer Werte vertrauen. Moral hat immer auch eine diskursive Verantwortung. Sie heißt Verständigung, nicht Exklusion.

Wolfgang Merkel lehrt Politologie am Wissenschaftszentrum Berlin und ist derzeit Fellow am Institut für die Wissenschaft vom Menschen in Wien.

Viel Charlie Chaplin steckt in ihm

Subtil, gewitzt, melancholisch: Die Bagatellen des Komponisten sind auch ganz groß / Von Holger Kleine

Als Teenager in den Siebzigern waren mir Platten mit den Beethoven-Sonaten und -Symphonien diejenigen, auf denen Sturm und Stille, Drang und Innehalten so ineinanderglitten oder schroff aneinandergierten, wie ich das auch in mir fühlte, ohne es ausdrücken zu können. Später, als Student und Wettbewerbsarchitekt, erwischt die Neunte in der lisztischen Klavierfassung mit Cyprien Katsaris als wirksamste Kassette im Walkman, um morgens um vier noch einmal alle Energiereserven für die rechtzeitige Abgabe zu mobilisieren.

Immer noch bewegen mich Beethovens Werke so sehr wie wenigstens sonst – aber nie höre ich sie in Zyklen, denn sie sind

Individuen. Und da mich jedes einzelne Werk jedes Mal in andere Gedankengänge entführt, lasse ich mich nur selten und nur bei voller Genussfähigkeit auf sie ein. So liegen glücklicherweise noch viele seiner Werke ungehört vor mir – oder ich habe sie erst vor kurzem kennengelernt: erst 2015, und ausgerechnet in einem Hörsaal in Exeter, New Hampshire, das Andante Favori WoO 57, das den mir bis dahin bekannten beethovenischen Schlusszelebrationen mit seiner Kunst des Nicht-Abschied-nehmen-Könnens noch eine ganz andere zugefügt hat. Und erst in diesem Jahr die Klavierfassung op. 134 der Großen Fuge, deren Energie schübe nun wirklich alle Gefälligkeits-

fesseln sprengen. Und in diesem Herbst frapportierte beim Hören und Betrachten von Samuel Becketts Fernsehfilm „Geistertrio“, dass das bohrende Bassgrummeln von 1809 sich auch noch 2020 als ebenso verstörend und nicht zu orten erweist wie Becketts fahlgraue Filmarchitektur von 1977. Und in ihrem Neujahrskonzert gab die Singakademie zu Berlin einige (leider zu wenige) der launisch-raffinierten Musik-epigramme zum Besten, mit denen Beethoven gelegentlich seine Briefe signierte.

Überhaupt die Kleinform: Immer noch und immer wieder übersieht und überhört man, dass Beethoven die Kleinform ebenso skrupellos und dramaturgisch treffsicher erforschte wie die Großform. 2004 hörte ich zum ersten Mal die Bagatellen op. 126; Mitsuko Uchida spielte sie in der Berliner Philharmonie. Einmal mehr entdeckte ich, wie viel Chaplin in Beethoven steckt, wie viel unbändige Lust auf Charme und Komik am Abgrund. Seit mehr als sieben Jahren, seit ich vom Klimpfern zurück zum Üben gefunden habe, beschäftige ich mich nun mit den Bagatellen und entdecke immer neue Subtilitäten, Gewitztheiten und Melancholieanflüge. Und auch gravierend verschiedene Interpretationsmöglichkeiten, denn allein schon wegen der wenigen Spielvorschriften wird selbst ein Alfred Brendel oder ein Grigori Sokolow niemals das letzte Wort zu ihnen finden.

Vor zwei Jahren lud ich zum Abschied der Familie aus dem Elternhaus im Rheinland die Nachbarschaft zu einem Hauskonzert ein. Darin kombinierte ich einige Bagatellen mit Miniaturen von Debussy, Schönberg, Cage und Stockhausen. Letzterer war mir als Rheinländer besonders wichtig – und da mich ein schwäbischer Freund ein paar Monate zuvor mit dem Spruch „Der Schiller und der Hegel sind bei uns die Regel, der Wieland und der Hauff fallen gar nicht auf“ gefuchst hatte, konterte ich im Programmheft mit den rheinischen Heroen: „Der Beethoven und der Richter sind die hellsten Lichter, doch auch Stockhausen, Beuys und Mies sind

keine miesen Boys.“ Jedoch lagern weder dieser an den Regionalstolz appellierende kleine Spökes noch meine seriöseren Einführungen oder die Programmdramaturgie dazu zu führen, mit der Musik des anderen rheinischen Jong warm zu werden. Das Gegenteil trat ein: Im Laufe des Konzerts wurde den Hörern Stockhausen nicht vertrauter, sondern Beethoven fremder: „Ist das jetzt schon der Beethoven?“, fragte während der Bagatelle op. 119 Nummer 8 ein Gast irritiert seine Gattin.



BEGEGNUNGEN MIT BEETHOVEN

Doch ohne Verwunderung keine Erkenntnisfreuden. Diebischen Spaß hatte mir in dem nach strukturellen Gesichtspunkten gegliederten Programm auch die Gegenüberstellung der Bagatelle op. 126, 4 und John Cages „Ophelia“ gemacht, hatte Cage doch in den fünfziger Jahren „Beethoven was wrong“ posant. Ich wollte ihm mit einer Verwandtschaft konfrontieren, die er nicht hat anerkennen wollen. Neben der prägnanten Rhythmik sind es vor allem die rabiaten Auftritte der befremdlich leer und unpersönlich klingenden Doppeloktaven, mit denen die beiden Stücke einander spiegeln.

Immer wieder schaue ich in ungläubige Augen, wenn ich sage, dass mir Beethoven der zarteste, gewitzteste und subtilste der vielen genialen Komponisten zu sein scheint. Dass ausgerechnet der neben Wagner weltgrößte Überwältigungs-dramaturg sich zugleich immer wieder scherzend und zweifelnd den Boden unter den eigenen Füßen unsicher machte, ist ja auch nicht ganz leicht zu verstehen. Nicht nur für Rheinländer.

Holger Kleine ist Architekt in Berlin und unterrichtet an der Hochschule RheinMain.

Einschlafen dürfen, wenn man das Leben nicht mehr selbst gestalten kann, ist Freiheit für die Seele und Trost für uns alle.

Friedhelm Schulte-Tigges

Dipl. Mathematiker
* 14.12.1929 † 15.11.2020

In stiller Trauer
Margit Schulte-Tigges
Madsen und Pauline Schulte-Tigges
mit Magnus, Anton und Jakob
sowie alle Angehörigen und Freunde

64372 Ober-Ramstadt
Auf eigenen Wunsch wird der Verstorbene auf See bestattet.